

## Synodalgottesdienst am 15.9.2015 im Grossmünster

**Kirchenratspräsident Michel Müller**

### **Predigt zu Johannes 20,21 + 13,20**

*Da sagte Jesus noch einmal zu ihnen: Friede sei mit euch! Wie mich der Vater gesandt hat, so sende ich euch. Amen, amen, ich sage euch: Wer einen aufnimmt, den ich sende, nimmt mich auf, und wer mich aufnimmt, nimmt den auf, der mich gesandt hat.*

Liebe Gemeinde

Was da in einem kleinen Kreis beginnt, löste eine Welle aus, eine Bewegung, die im Laufe der Jahrhunderte anschwillt zu einem globalen Phänomen. Wer im Namen Jesu unterwegs ist, trägt einen Passepartout auf sich: Wer im Namen des Herrn und Heilands der Welt unterwegs ist, darf der nicht überall hin und soll überall aufgenommen werden? Über zwei Milliarden Menschen sind heutzutage getauft und tragen den Namen Christi. Was für eine Welle der Solidarität und Gastfreundschaft wäre da möglich! Mir ist das selber gar nicht vor Augen, wenn ich unterwegs bin. Ich verlasse mich auf meinen roten Pass, meine Kreditkarte und mein Smartphone. Vor 25 Jahren auf Reisen in Ungarn und Rumänien war mir das noch mehr bewusst, als ich von Schwestern und Brüdern aufgenommen worden bin, die meist weniger als ich hatten. Aber auch heute geht eine Welle der Gastfreundschaft durch Europa mit beeindruckenden Bildern gerade aus Deutschland. Ich war ziemlich baff, als ich am Samstag Bundesliga geschaut habe mit Plakaten auf dem Dortmunder Rasen „refugees welcome“ und dass verschiedene Vereine je Tausend Flüchtlingen in ihre Stadien eingeladen haben. Schafft der Fussball etwas, was uns Christen auch gelingen sollte?

Allerdings herrschen auch im Fussball Rassismus und Fremdenfeindlichkeit. Und nicht alle, die unterwegs sind, oder sogar eine Mehrheit, sind im Namen Jesu unterwegs. Manchmal sogar umgekehrt: Da begegnen sich in Flüchtlingslagern Verfolger und Verfolgte. Es gibt unter den Migrant\*innen neben der unbestritten grossen Not viele verschiedene Motive. Und wir machen uns Sorgen, ob alle diese Menschen aus fremden Kulturen wirklich hierher passen. Wobei ich da nur Frau Merkel und Frau Kässmann zustimmend wiederholen möchte, die letzte Woche gesagt haben, dass nicht der Islam unsere christliche Kultur schwächt, sondern wir selber, wenn wir nicht mehr in Gottesdienste gehen und die Bibel nicht mehr kennen. Im Gegenteil: Eigentlich sind alle diese Menschen ein Ansporn für uns, zu unseren Werten und Überzeugungen zu stehen und sie ins Gespräch einzubringen. Wie es der Kirchenrat in seiner Bettagsbotschaft formuliert hat: „Es ist heute

wichtig, in einen lebendigen Diskurs mit jenen Gruppierungen unserer Gesellschaft zu treten, die der Kirche mit glaubwürdiger und plausibler Stimme entscheidende, manchmal unbequeme Fragen stellen.“

Wie in diesen Tagen, wenn uns Politiker und Medien fragen, was denn die Kirche tue in der Flüchtlingskrise. Ich empfand das zwar auch als eine Art Ablenkungsmanöver von der eigenen Ohnmacht: Warum jetzt grad die Kirche, warum nicht sie selber? Sonst interessiert man sich nicht gross für die Kirche, ja bekämpft sie gar, verbittet sich politische Einflussnahme, dann aber sind wir wieder gut genug. Stimmt ja, und doch spüren wir darin die Erwartung, dass da noch jemand ist, der in aller Überforderung einfach für die Menschen da ist, Zeichen der Mitmenschlichkeit setzt, gar ein freundliches Klima schafft. Politik muss und kann diese Situation organisieren. Es sind aber Menschen, die Menschen aufnehmen. Daran musste ich beim Absingen unserer Nationalhymne in den letzten Fussballländerspielen wieder einmal denken, wenn es in der zweiten Strophe über Gott heisst: „du Menschenfreundlicher, Liebender!?“ Diese Strophe darf man nicht streichen, denn sie kann uns inspirieren!

Ja, wir dürfen die Sendung Jesu ausweiten auf alle Menschen. Das ist theologisch folgerichtig, denn alle Menschen tragen das Bild Gottes auf und in sich. Die Sendung Jesu ist nicht eine Einschränkung, sondern eine Verdichtung. Am Umgang mit Schwestern und Brüdern können wir beispielhaft leben und lernen, was uns an allen Menschen ein Auftrag ist. Weitet nicht das Evangelium selber aus, wenn es verkündigt, dass in jedem, der nackt, krank, gefangen und fremd ist, Christus begegnen könnte? Alle tragen wir das Bild Gottes, selbst die, die es hinter schwarzen Gesichtsschleiern verhüllen, womit ich eigentlich schon sehr Mühe habe. Andererseits: Muss man manchmal nicht gerade das Bild Gottes auch besonders schützen? Ja, wenn ich es so verstehen könnte und nicht als patriarchaler Machtanspruch! Aber immerhin zeigt es mir: Wir sollen miteinander ins Gespräch treten über das, was dahinter steckt. Einander vertiefter zu verstehen versuchen, ohne das zu verleugnen, was uns selber wichtig ist. Persönlich bin ich überzeugt, dass unsere Werte der Menschenwürde, Freiheit und Gleichberechtigung die Kraft haben zu überzeugen! Dafür setzen wir uns ein, wie es im zweiten Absatz der vierten Artikels der Kirchenordnung heisst: „Die Landeskirche nimmt das prophetische Wächteramt wahr. In der Ausrichtung aller Lebensbereiche am Evangelium tritt sie ein für die Würde des Menschen, die Ehrfurcht vor dem Leben und die Bewahrung der Schöpfung.“

Erinnern wir uns an den Auftrag ins prophetische Wächteramt, der an den Propheten Jesaja ergangen ist. So, wie viele biblische Gestalten, Propheten, ja schon Mose und Josua, oder noch weiter zurück Sarai, die nur gelacht hat, traut sich auch Jesaja das nicht zu. Und doch sagt er „Hier bin ich, sende mich“, wie später Maria „mir geschehe nach deinem Willen“. Der Prophet spürt ein Zutrauen. Nicht im Selbstvertrauen, sondern im Zutrauen Gottes liegt seine Vollmacht. Gott vertraut seine Sache den Menschen an. Wie es schon der 8. Psalm sagt: Was ist schon der Mensch..., und doch!

Aber wer sind wir, dass wir das könnten? Mit eindrücklicher Bildsprache zeigt es Jesaja, wer wir sind vor dem Schöpfer dieser Welt. Wenn er uns zur Verantwortung zieht, wer

kann da bestehen? Im Auftrage Gottes reden, handeln oder gar prophetisch wachen zu wollen, ist eine äusserst verantwortungsvolle Aufgabe für uns alle. Wer kann da wirklich freimütig sagen „Hier bin ich, sende mich“? Deshalb begrüsst Jesus vor seinem Sendungsauftrag mit „Friede sei mit euch“. Das ist nicht bloss ein Alltagsgruss, vielmehr ist es der Gruss des eben erst Gekreuzigten und nun Auferstandenen. In ihm hat Gott die Bosheit der Welt am eigenen Leib erfahren und überwunden. Nicht in unseren Fähigkeiten und in unserem Selbstvertrauen liegt also die Kraft, sondern in der Gnade, im Zutrauen, das der in uns hat, der uns mit Gott versöhnt und in diese Aufgabe beruft und sendet!

Unsere Sendung, unsere „Mission“ ist das Reich Gottes, dessen Botschafterinnen und Botschafter wir sind. Vielleicht etwas nüchterner, aber inhaltlich entsprechend formuliert es das Gelübde, das alle Mitglieder von Kirchensynode und Kirchenrat ablegen, wenn wir versprechen, „die Sache Jesus Christi nach Kräften zu fördern, mit Gottes Hilfe“.

Der Zusatz ist wohl wichtig. Wie schon die Präambel der Kirchenordnung formuliert: „Im Wissen um die Vorläufigkeit menschlichen Tuns.“ Und dieses Wissen ist tief verwurzelt in unserer schweizerisch geprägten reformierten Nüchternheit. Wir trauen uns selber nicht ganz und auch nicht den andern. Zu Recht: Ist doch die kirchliche Vergangenheit und Gegenwart in allen Konfessionen voll von Missbräuchen. Dem haben wir uns auch im Reformationsjubiläum zu stellen. Und diese Missbräuche wiegen besonders schwer, sind wir doch im Auftrag Gottes unterwegs. Es ist also wohl richtig, dass wir nicht allzu naiv oder auch überheblich ein Sendungsbewusstsein vor uns hertragen und den anderen sagen, was sie zu tun haben. Und es ist richtig, dass wir uns in der jetzigen Situation nicht von Gefühlen leiten lassen sollten. Lieber nicht zuviel Fussballeuphorie, wie schnell kippt die. Ist nicht schon die Bibel nebst den grossartigen Sendungsworten auch voll von Mahnungen und Warnungen?

Wir haben diese Warnungen tief in unsere Strukturen als Kirche und als Staatsystem eingebaut: Wahlen und Gewaltenteilung als Machtbrechung, Prüfungskommissionen, Rechenschaftsberichte, Mitarbeitergespräche, interne Kontrollsysteme sollen Missbräuche verhindern und Glaubwürdigkeit erhalten. Eine permanente Verdachtshaltung ist wohl realistisch. Damit eine Verdachtshaltung letztlich nicht nur noch demotiviert, bremst, ja blockiert, wünsche ich mir eine Umkehrung: Statt zu verdächtigen, ob da nicht jemand wieder etwas falsch gemacht hat, sollten wir vermuten, ob es da jemand nicht gut gemeint hat.

Schauen wir noch einmal auf die Sendungsworte Jesu: *Wie mich der Vater gesandt hat, so sende ich euch.* Was für ein Vertrauen drückt sich da aus! Und welche Energie kann das freisetzen, wenn jemand uns sagt: Ich traue dir das zu! Denn wenn uns soviel zuge-traut wird, sollten wir das auch gegenseitig. Und wenn wir einander vertrauen, so kann uns auch die Welt vertrauen. Eine Haltung des Vertrauens darf durch all unser Reden und Handeln wehen als belebender Geist. Eine Vertrauenskultur wächst und verbindet uns zu einer Gemeinschaft, in der man einander in aller Verschiedenheit vertraut, füreinander einsteht, einander vertreten kann. So können wir vertrauens-, und damit glaub-würdige Kirche sein. Amen